Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

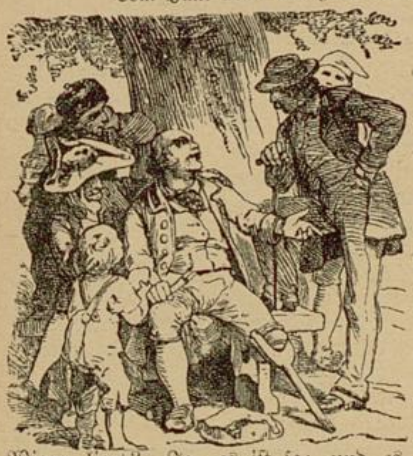
Weltbegebenheiten

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Visual Library

Weltbegebenheiten.

Vom Juni 1900 bis Juni 1901.



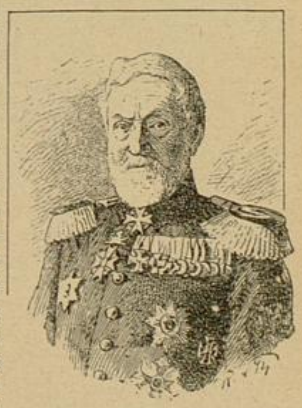
Nun sagt einmal, Tupfentoni, wie gefällt Euch das neue Jahrhundert? Ihr vermeint, es wäre keines von den besten und stellte sich schon argunmanierlich, wo's doch noch in der Wiege liegt? Ja, es ist so; und es wär' besser gewesen, wir hätten das alte Jahrhundert noch eine Zeit lang behalten. Aber das ging nicht an; die Jahrhunderte fragen nicht nach der Menschheit, sondern kommen daher und rauschen hinweg, ohne daß selbst der Kalendermacher etwas dazu oder dagegen thun kann. Die Menschheit muß sich eben in die Jahre und in die Jahrhunderte, wie sie sind, schicken und alles tragen, was sie bringen — Böses und Gutes.

Das letzte Jahr hat freilich etwas arg viel Böses gebracht; auf einen Korb mit guten und schönen Dingen kommen reichlich ihrer drei mit lauter widerhaarigen. Die ganze Welt war im Aufruhr, und es schaute aus, als sollte immer einer auf den andern losgehen, als wollte einer immer den andern fressen. An drei Stellen aber stand es besonders schlimm; das war in Südafrika, auf den Philippinen und in China. Bevor der Hinkende sich aber da hinaus begiebt, will er sich vorerst noch einmal im lieben

Auf einen Korb mit guten und schönen Dingen kommen reichlich ihrer drei mit lauter widerhaarigen.

Deutschland

umschauen und in kurzem berichten, was im letzten Jahre daselbst passiert ist. Das erste ist: wir haben einen neuen Reichskanzler bekommen, den vierten seit der Gründung des Reiches. Der alte Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst fühlte sich nicht mehr kräftig genug, das schwere, mit unaufhörlichen Aufregungen und stetem Verdruß verbundene Amt weiterzuführen, und daher bat er den Kaiser um seine Entlassung, die ihm denn auch gewährt wurde. Der Hinkende gönnt dem Fürsten, der als Süddeutscher sein Landsmann ist, die durch langjährige, treue und erfolgreiche Arbeit im Dienste des Vaterlandes wohlverdiente Ruhe von Herzen. An Stelle von Hohenlohe wurde Graf Bülow Reichskanzler, der schon bewiesen hat, daß er etwas zu leisten vermag, und hoffentlich noch viele Proben seiner Tüchtigkeit ablegen wird. Die großen Feldherren, welche im deutsch-französischen Kriege unsere tapferen Soldaten zum Siege führten, sind nun fast alle dahin. Am 22. Dezember 1900 starb, 90 Jahre alt, Generalfeldmarschall Graf Blumenthal, im Kriege Generalstabschef des Kronprinzen als Oberbefehlshabers der dritten Armee. Daß die Herren Reichsboten in Berlin das neue Flottengesetz gutgeheißen haben, hat der Hinkende schon im vorigen Jahre erzählt. Das Centrum hatte rechtzeitig auf den freundschaftlichen Rat gehört, den ihm der Hinkende gegeben, und mit „ja" gestimmt, während es sich doch vorher gewunden und gekrümmt hatte und durchaus vermeinte, es könnte sich mit dem neuen Gesetze nicht vertragen. Es hat's dennoch geschluckt, wenn es freilich auch den Bissen erst im Munde gekaut und geknetet hat, um ihn kleiner zu bekommen. Schließlich rutschte der Knoten hinunter, und die Sache war damit erledigt. Magenweh und Leibschmerzen werden die schwarzen Herren davon nicht bekommen haben, und wenn wieder einmal eine gleiche Gelegenheit kommt, dann zeigen sie sicherlich von vornherein größeren Appetit auf dergleichen Bissen. Nach dem neuen Gesetz wird die deutsche Kriegsflotte in einigen wenigen Jahren 36 Linienschiffe, 14 große und 38 kleine Kreuzer aufzuweisen haben, wozu dann noch eine ganze Zahl Kanonenboote, Torpedoboote und dergleichen kommen. Die deutsche Flotte wird sich dann sehr wohl neben der englischen sehen lassen können, wenn sie freilich auch noch lange



Feldmarschall Graf von Blumenthal †.

nicht so groß wie diese sein wird; aber dafür ist sie besser bemannt und weit besser geführt als die englische. Was selbst die kleinen deutschen Fahrzeuge heute schon leisten, das hat der von dem heldenhaften Kapitän Lans geführte „Iltis“ gezeigt, der, so klein er ist, vor Taku die Chinesen aus ihren starken Forts vertrieben hat. Wie nötig es aber ist, daß die deutsche Flotte etwas aufgemuntert wird, das zeigte sich alsbald nach der Annahme des Gesetzes an den Wirren, die im fernen China ausbrachen und derentwegen Deutschland beinahe ein volles Armeecorps seiner Truppen da hinaussenden mußte. Da die deutsche Kriegsmarine die zum Transporte erforderlichen Schiffe nicht besaß, war es ein Glück, daß die großen Schiffsbesitzer zu Bremen und Hamburg mit ihren mächtigen Kasten zur Stelle waren! Namentlich den Herren in Bremen, die ein so großes Schiffsgeschäft mit dem „Norddeutschen Lloyd“ in aller Herren Ländern und Meeren betreiben, ist es zu danken gewesen, daß die Deutschen rasch draußen in Asien waren und mit gewappneter Faust mit eingreifen konnten. Da aber Deutschland einmal mit so vielen Mannschaften zur Stelle war, machte es sich ganz von selbst, daß schließlich — als das bunte Gewirr fremdländischer Truppen ohne einen einheitlichen Oberbefehl nicht recht vorwärts kam — ein deutscher General zum Oberstkommandierenden wider die Chinesen bestimmt wurde. Generalfeldmarschall Graf Waldersee war dies, ohne Zweifel der gewiegteste Soldat der ganzen deutschen Armee. Trotz seiner beinahe 70 Jahre machte er sich auf den weiten Weg und begab sich hinaus nach dem fernen Ostasien. Nun kam gleich ein anderer Zug in die Kriegführung. Zunächst ließ der Feldmarschall die ziemlich weit südlich von Peking gelegene Stadt Paotingfu besetzen, und von hier aus wurden dann Streifzüge nach Westen und Nordwesten unternommen, bis zu den Gebirgen, welche die Provinzen Tschili und Schansi voneinander scheiden, und bis zu der großen, etwa 3000 Kilometer langen Mauer, welche die Chinesen schon vor Jahrhunderten als Schutzwehr gegen kriegerische Nachbarstämme erbaut haben. Durch diese Streifzüge sollten die chinesischen Truppen, die sich in den von den Fremden besetzten Gebieten der Provinz Tschili vertragswidrig aufhielten, vertrieben, die zahlreichen Boxer- und Räuberbanden unterdrückt und die wichtigen Gebirgspässe, welche die Zugangsstraßen zu den westlichen Teilen Chinas bilden, für die Verbündeten erobert werden. Gewöhnlich liefen zwar die Chinesen nach dem ersten Angriff davon wie die Hasen, aber zuweilen gab es auch heftige Kämpfe mit ihnen, und hierbei haben sich vor allen andern Nationen die Deutschen glänzend hervorgethan, so namentlich im März und im April 1901 bei der heldenmütigen Erstürmung der Schansi-Pässe. Dabei haben auch die badischen Landsleute des Hinkenden tapfer auf die Langzöpfe dreingeschlagen. Der Hinkende hat eine große Freude daran gehabt, daß seine Landsleute ihn auch in der Ferne nicht vergessen, sondern ihm einen Gruß gesandt und schönen Dank gesagt haben für die Kalender, die er ihnen bei der Ausreise mitgegeben hat, damit sie sich die Langeweile durch Lesen vertreiben könnten. Die Chinesen haben einen heidenmäßigen Respekt bekommen vor den deutschen Hieben. Aber auch vor der deutschen Mannszucht bekamen sie Respekt. Freilich, wenn alles wahr wäre, was in einigen Briefen steht, die aus China nach Hause geschrieben und dann in den Zeitungen abgedruckt worden sind, so würden unsere Soldaten dort übel gehaust haben. Dem ist aber nicht so. Der Inhalt dieser Briefe ist durch andere und zuverlässigere Berichte längst widerlegt. Es hat sich eben dieser oder jener, den gerade die Langeweile plagte, einen Spaß gemacht; und so liefen Briefe zu Hause ein, bei denen sich den lieben Angehörigen die Haare zu Berge sträubten. In Wirklichkeit kamen ärgere Ausschreitungen bei den deutschen Truppen sehr selten vor, und wenn sie vorkamen, so folgten ihnen strenge Strafen auf dem Fuße, wie es sich gehört. Das brave Verhalten unserer Soldaten ist um so lobenswerter, als sie es mit einem minderwertigen und tückischen Feinde zu thun hatten, der alle Christen, die in seine Hände fielen, mit schauderhafter Grausamkeit zu Tode marterte. — Ein großes Verdienst hat sich der Feldmarschall Graf

Schließlich rutschte der Knoten hinunter.

Es liefen Briefe ein, bei denen sich den lieben Angehörigen die Haare zu Berge sträubten.

Waldersee auch dadurch erworben, daß er es verstand, unter den Angehörigen der verschiedenen Nationen, die einander oft am liebsten selbst in die Haare geraten wären, den lieben Frieden zu erhalten. Besonders die Engländer und die Russen standen miteinander wie Hund und Katze, und in Tientsin, wo sie sich über ein Stück Land an der Bahn stritten, wäre es beinahe zum Blutvergießen gekommen, wenn nicht Waldersee dazwischengetreten wäre und die erhitzten Gemüter zur Ruhe gebracht hätte. — Leider blieben unsere Truppen in China auch nicht von allerhand Unglücksfällen verschont, durch die mehrere wackere Soldaten und auch einige Offiziere, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, ihr Leben lassen mußten. Der Graf York von Wartenburg erstickte an Kohlengas, das chinesische Koksöfen ausströmten; der Hauptmann Bartsch wurde in Peking meuchlings vom Pferde geschossen, und General von Schwarzhoff wurde ein Opfer seiner Pflichttreue, als er bei dem Brande des vom Oberkommando bewohnten Flügels des kaiserlichen Palastes das brennende Gebäude betrat, um einige wichtige Aktenstücke zu retten. Sein vollständig verkohlter Leichnam wurde später gefunden, nach Deutschland gebracht und hier feierlich beigesetzt. Bevor der Hinkende erzählt, was in den einzelnen deutschen Bundesstaaten passiert ist, muß er noch über eine Unthat oder ein Unglück berichten, das leicht die traurigsten Folgen hätte haben können. Als der Kaiser am 6. März in Bremen anwesend war, warf ein Kerl Namens Weiland ein Stück Eisen nach ihm, das ihn nicht unerheblich an der rechten Wange dicht unter dem Auge verletzte. Ob dieser Weiland, der an der Fallsucht leidet, die That in unzurechnungsfähigem Zustande begangen oder ob er sie mit Ueberlegung ausgeführt hat, steht noch nicht ganz fest. In letzterem Falle wird er der verdienten Strafe natürlich nicht entgehen. — Aus

Preußen

sind verschiedene Ministerwechsel zu vermelden. Der erste und wichtigste derselben wurde bereits erwähnt; denn da der Reichskanzler zugleich preußischer Ministerpräsident ist, so gab es mit dem Wechsel im Reichskanzleramt zugleich einen Wechsel im preußischen Ministerium, dessen Präsident jetzt also Graf Bülow ist. Es dauerte aber nur wenige Monate, da purzelten zugleich drei preußische Minister auf einmal. Sie waren über die Kanalvorlage gestolpert, von welcher der Hinkende schon im vorigen Jahre erzählt hat. Die konservative Mehrheit des Abgeordnetenhauses, mit der die Schwarzen Hand in Hand gingen, wollte nämlich noch immer nichts von dem projektierten Kanal wissen; der Kaiser aber sagte: Ich habe einmal mein Wort darauf gegeben, der Kanal wird gebaut. Da nun der Kaiser glaubte, daß die besagten drei Minister ihn nicht gehörig unterstützten, so wurde ihnen zu verstehen gegeben, es sei besser, sie gingen davon. Sie merkten den Wink mit dem Zaunpfahl und reichten ihr Entlassungsgesuch ein, das natürlich sofort angenommen wurde. Es waren die drei Minister Hammerstein, Breseld und Miquel, an deren Stelle v. Podbielski, der als Staatssekretär des Reichspostamts sich als würdiger Nachfolger Stephans bewiesen hatte, das Landwirtschaftsministerium, Möller das Handelsministerium und Freiherr v. Rheinbaben, der bisherige Minister des Innern, das Finanzministerium übernahm. Staatssekretär des Reichspostamtes wurde Direktor Kraetke, Minister des Innern Freiherr von Hammerstein, so daß ein Hammerstein ging und ein anderer kam. Um Miquel thut es dem Hinkenden leid, denn er ist ein kluger Kopf und ein Mann, der schon lange, bevor er Minister geworden ist, viel für das Deutsche Reich gethan hat. Als preußischer Finanzminister setzte er die Steuerreform, eine gerechtere Verteilung der Steuerlasten, durch und brachte damit das Kunststück fertig, daß der Staat seine Einnahmen gewaltig vermehrte, während den Steuerzahler die Abgaben weniger drückten als zuvor. Auch um die Förderung des Deutschtums in Posen und vieles andere hat sich Miquel verdient gemacht, aber wenn der Hinkende davon noch weiter erzählen wollte, würde er gar nicht fertig; er geht daher zu dem zweitgrößten deutschen Staate, zu

Bayern

über. Hier feierte der allverehrte Prinzregent Luitpold unter herzlichster Anteilnahme der gesamten Bevölkerung in Stadt und Land seinen 80. Geburtstag. Eine große Familienfreude wurde dem greisen Fürsten bald darauf zuteil, denn seinem Enkelsohne, dem Prinzen Rupprecht, der in Bamberg wohnt, wurde von dessen Gemahlin, einer Tochter des edlen Augenarztes Herzogs Karl Theodor, ein Prinzlein beschert, das in der Taufe nach dem Urgroßvater den Namen Luitpold erhielt. Im altberühmten Hause Wittelsbach, dem der Hinkende ferneres glückliches Gedeihen wünscht, sind also jetzt nicht weniger als drei Thronfolger vorhanden, die Prinzen Ludwig, Rupprecht und Luitpold, Großvater, Vater und Sohn

Der verdiente Großherzog Karl Alexander von

Sachsen-Weimar

ist nach kurzer Krankheit im 83. Lebensjahre zu seinen Vätern versammelt worden, nachdem er sein schönes Ländle seit dem Jahre 1853 segensreich regiert hatte. Der alte Großherzog war ein lebendiger Ueberrest aus großen Tagen, aus der goldenen Zeit Weimars. In seiner Jugend hat er noch im Hause Goethes verkehrt, und dessen Freund Soret war sein Erzieher. Wie sein berühmter Großvater Karl August war

Karl Alexander,
Großherzog von Sachsen-Weimar †.

er ein Beschützer der Künste und der Wissenschaften. Als Großherzog von Sachsen folgte ihm sein Enkelsohn Wilhelm Ernst, da sein Sohn und nächster Thronfolger ihm bereits im Tode vorangegangen war. Noch ein anderer Bundesfürst bestieg im Laufe des Jahres den Thron seiner Väter, nämlich der Großherzog Friedrich Franz IV. von

Mecklenburg-Schwerin,

an dessen Stelle der Herzog Johann Albrecht bis dahin die Regierung geführt hatte. Der Großherzog hielt sich zuletzt Studierens halber zu Bonn am Rhein auf; als er aber am 19. April 1901 19 Jahre alt geworden war, verließ er die Schulbank und die Hörsäle, setzte sich auf die Bahn und dampfte nach Schwerin ab, um sich dort auf den ihm wohlverwahrten Thron zu setzen. In

Baden

herrschte im Juli 1900 Festesfreude; denn in Gmunden vermählte sich der jugendliche Prinz Max, der Neffe des Großherzogs, mit der Prinzessin Marie Luise von Cumberland. Neben dem großherzoglichen Paare und anderen Fürstlichkeiten wohnte auch der Kaiser von Oesterreich der Hochzeitsfeier an. Ein Ministerwechsel kommt in Baden nicht so häufig vor wie in andern Ländern, z. B. in Frankreich, wo man sich fast wundern muß, daß nicht schon alle Franzosen einmal Minister gewesen sind; daher erregte es im letzten Jahr kein geringes Aufsehen, als der Minister des Innern Dr. Eisenlohr, dessen Verdienste um das Land von Freund und Feind willig anerkannt wurden, in den Ruhestand trat. An seiner Stelle wurde sein bisheriger Gehilfe, der Ministerialdirektor Dr. Schenkel, zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt. Für das Jahr 1902 rüstet sich das gesamte badische Volk zu einem großartigen Feste, denn am 24. April sind genau 50 Jahre verflossen, seitdem Großherzog Friedrich die Zügel der Regierung ergriff. Es kommt nicht oft vor, daß ein Fürst eine so lange und zugleich so segensreiche Regierung führt, und daher wird das badische Volk diesen seltenen Anlaß benutzen, um allen Dank, alle Treue und Liebe, die es für seinen herrlichen Landesvater im Herzen trägt, auch äußerlich zu bekunden. Wie Freude stets mit Leiden gemischt sind, so war es im Jahre 1900 auch in Baden. Zweimal wurde das Land von schweren Eisenbahnunfällen heimgesucht, einmal im äußersten Süden und das zweite Mal ganz im Norden. Am 29. August entgleiste bei der Station Hegne, nicht weit von Konstanz, ein Schnellzug, wobei drei Personen ums Leben kamen und mehrere schwer verletzt wurden. Noch viel schrecklicher war das Unglück, das sich kaum 6 Wochen später, am 7. Oktober, bei der schönen Stadt Heidelberg ereignete. Infolge der Verwirrung und Unachtsamkeit eines jungen Stationsbeamten fuhr beim Karlsthor ein Personenzug auf einen Lokalzug, der mit Sonntagsausflüglern überfüllt war. Die Folgen waren entsetzlich. Auf den Schienen und in den Wagen lagen abgefahrene und abgerissene Körperteile, Verwundete und Tote blutbesudelt durcheinander. Nicht weniger als 150 Personen wurden zum Teil schwer verwundet, sieben waren auf der Stelle tot. Möchte unser Vaterland vor solchem Unglück künftig bewahrt bleiben! — In

Württemberg

wurde in letzter Zeit viel darüber gesprochen, ob's denn nicht möglich sei, einen Vertrag zwischen den preußischen und den württembergischen Eisenbahnen zustande zu bringen, der beiden Teilen gerecht wird und beiden Teilen von Nutzen ist. Auch im Landtag kam diese Frage zur Verhandlung. Die Preußen hätten gegen eine Eisenbahngemeinschaft wohl nichts einzuwenden, die Württemberger aber wollen nur schwer heran, weil sie meinen, daß ihre Eisenbahnen, wie sie heute sind, besser fahren und besser für die Reisenden sind, als die preußischen, so sehr an diesen auch der „preußische Schneid" gerühmt wird. „Dann lieber noch Reichseisenbahnen!" so sagen sie und haben damit gar nicht so unrecht! Nur hätten sie vor zwanzig Jahren so gescheit sein sollen, als Bismarck es wollte. Dazumal sträubten sie sich mit Händen und Füßen dagegen, und heute möchten sie es gerne haben, was wieder einmal zeigt, wie das Sprüchlein recht hat, das da sagt: „Wenn man's hat, da mag man's nicht, und wenn man's mag, da hat man's nicht."

Graf Zeppelin.

Alle Badener, Württemberger und Bayern aber zusammengenommen, zumal alle, so um den Bodensee herum wohnen, sollten im Frühjahr 1900 etwas ganz Apartes erleben. Es sollte nämlich vom besagten Bodensee aus ein Luftschiff losgelassen werden, wie es noch nicht gen Himmel gestiegen ist. Der Graf Zeppelin, der anno 1870 als junger Leutnant ein gar verwegenes Reiterstücklein wider die Franzosen geliefert hat, wollte diesmal, als alter Herr, einen Ritt in die Luft hinauf machen; aber gleich, wie er gewohnt gewesen ist, sein Pferd nach Belieben rechts und links springen zu lassen, wollte er es auch bei seinem Luftballon herausgebracht haben. Das wäre ein Kunststück gewesen, wie es noch keiner vor ihm fertig gebracht, denn so große und schöne Luftballons bisher auch losgelassen worden sind, bei keinem ist es gelungen, ihn nach Belieben zu lenken, und namentlich nicht, ihn wider den Wind zu steuern. Das aber gerade wollte der Graf Zeppelin 'rausgefunden haben! Etliche Jahre lang hat er an dem Werke gearbeitet, und eine runde Million Mark hat er darauf verwendet, die er richtig bei den Leuten zusammengebracht hatte, die steif und fest an die Erfindung glaubten und sich goldene Berge davon versprachen. Das Schiff hatte die seltsame Form einer

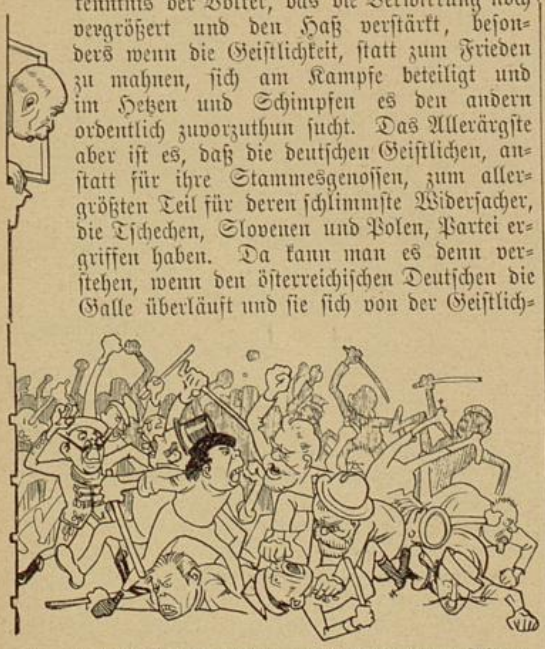
BLB Karlsruhe

etwas groß geratenen Cigarre; das Gestelle war aus dem leichtesten Metalle, das es giebt, Aluminium, hergerichtet; auch waren vorn und hinten etliche Steuer angebracht; unter dem Ballon aber waren zwei Gondeln befestigt, in deren einer der Erfinder mit seinem Maschinisten Platz nahm. Tausende von Zuschauern hatten sich am See aufgestellt, und als der Ballon endlich stieg, war der Jubel groß; aber es konnte es keiner so recht bemerken, ob's dem tapferen General wirklich gelungen war, den Ballon nach Belieben zu lenken. Im Sommer soll der Ballon wieder steigen, und hoffentlich geht es dann besser; aber es wird halt schon so sein, daß der Mensch nicht zum Fliegen geboren ist, was schon das Schneiderlein zu Ulm an seinen Armen und Beinen erfahren hat.

Bei unserem lieben Nachbar, dem Herrn

Oesterreicher

ist es, wie schon all die früheren Jahre, so auch im letzten Jahre gar bös hergegangen. Der alte Kaiser hat ganz umsonst den dicken Strich durch die schlimmen Sprachenverordnungen gemacht und sie damit aufgehoben, denn Frieden und Einigkeit ist dennoch nicht in die gesegneten Kronländer eingezogen. Der Haß, den die verschiedenen Völkerschaften des Kaiserreiches gegeneinander hegen, sitzt ihnen zu tief im Herzen drin, als daß er durch Gesetze und Verordnungen aus der Welt geschafft werden könnte. Dazu kommt das verschiedene Bekenntnis der Völker, das die Verwirrung noch vergrößert und den Haß verstärkt, besonders wenn die Geistlichkeit, statt zum Frieden zu mahnen, sich am Kampfe beteiligt und im Hetzen und Schimpfen es den andern ordentlich zuvorzuthun sucht. Das Allerärgste aber ist es, daß die deutschen Geistlichen, anstatt für ihre Stammesgenossen, zum allergrößten Teil für deren schlimmste Widersacher, die Tschechen, Slovenen und Polen, Partei ergriffen haben. Da kann man es denn verstehen, wenn den österreichischen Deutschen die Galle überläuft und sie sich von der Geistlichkeit, die sich von ihnen losgesagt hat, auch lossagen, und wenn der Ruf „Los von Rom!“ durch die Lande schallt. Anfangs lachten zwar die Schwarzröcke und meinten, es hätte nichts zu bedeuten, aber bald wurden ihre Gesichter länger und länger. Bis zum Ende des Jahres 1900 waren schon 20000 Personen aus der katholischen Kirche ausgetreten. Der alte Kaiser, als ein wahrhaftiger, fürsorglicher Vater seines Volkes, schaut bekümmert aus dem Fensterl seiner Hofburg und sieht, wie seine Völker sich unten raufen und wie sogar sein eigener Neffe und Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, der sich letztes Jahr mit einer böhmischen Gräfin Chotek oder, wie sie jetzt heißt, Fürstin von Hohenberg verheiratet hat, an den Parteikämpfen teilnimmt.



Der alte Kaiser schaut bekümmert aus dem Fensterl seiner Hofburg.

Mitten in all dem Hader ward dem alten Kaiser ein gar freundlicher Besuch zuteil: Kronprinz Wilhelm aus Berlin. Einige meinten, der Kronprinz wolle sich danach umschauen, ob nicht ein Bräutchen für ihn in Wien zu holen wäre, aber dazu ist der Prinz, der eben erst als flotter Student nach Bonn am Rhein gezogen ist, doch noch zu jung. — Den

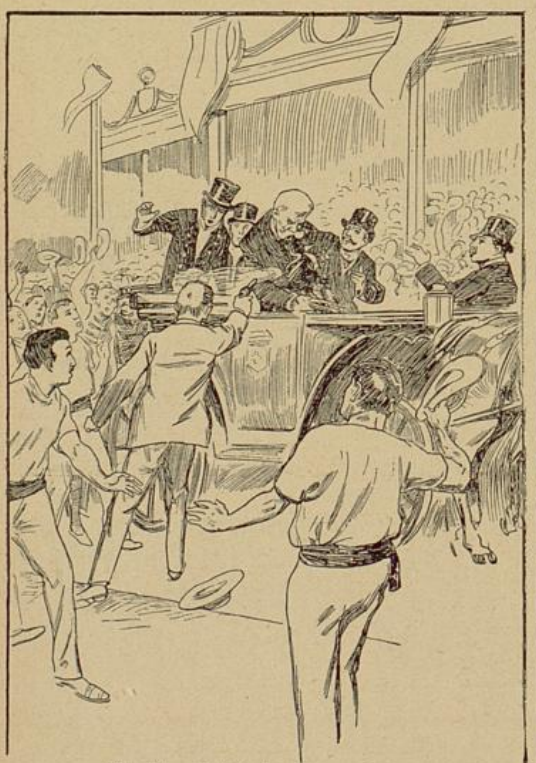
Italienern

ist es schlimm ergangen im letzten Jahre, sie haben ihren König durch Meuchelmord verloren. Als er im August zu Monza in Oberitalien, wo er ein Lustschloß stehen hat, ein Turnfest besuchte, fiel der Mörder über ihn her und gab etliche wohlgezielte Schüsse auf ihn ab, die den König leider nur zu gut trafen. Als Leiche brachte man ihn nach dem Schlosse zurück, wo seine Frau, die beklagenswerte Königin Margareta, sich jammernd über ihn warf. Der Mörder des Königs — Bresci hieß der Schuft — hat sich später im Zuchthaus erhängt. König Humberts Sohn aber ergriff als Viktor Emanuel III. mit fester

Hand die Zügel der Regierung, setzte den Ermordeten unter der Teilnahme der ganzen Welt im Pantheon zu Rom bei und machte sich dann an die Aufgabe, sein Volk, das doch von Natur so glücklich und heiter angelegt ist, aber allzuleicht auch auf allerhand böse Einflüsterungen hört, zu regieren. Leicht ist die Aufgabe wahrlich nicht, aber er wird dabei redlichst unterstützt von einer Reihe vernünftiger Staatsmänner, die das Beste wollen, und ihm zur Seite steht eine treffliche Frau, die aus dem Lande, dem sie entstammt, ein gesundes frisches Urteil mitgebracht hat, Montenegro nämlich ist ihr Heimatland. Es ist somit auch nicht daran zu denken, daß etwa der „Dreibund", der zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien nun schon so lange besteht, in die Brüche geht. Wenn ihn die Kugel des Meuchelmörders verschont hätte, so würde König Humbert noch eine rechte Freude erlebt haben. Nach fünfjähriger Ehe wurde seinem Sohn, dem jetzigen König, von seiner Gemahlin Helene der erste Sprößling beschert. Zwar war es kein Sohn und Thronfolger, wie man hoffte, sondern eine kleine Prinzessin, aber auch so war der Jubel groß. — In der

Helene, Königin von Italien.

Viktor Emanuel III., König von Italien.



Attentat auf König Humbert von Italien.

Schweiz

hat im vergangenen Jahre zur Abwechslung auch einmal ein Kalendermacher auf der Anklagebank gesessen, weil er in seinem „Almanacco der Anarchisten" den schönen Rat erteilte, mit Mord und Brand das Heil der Welt zu begründen. Die Richter haben ihn aber leider wieder laufen lassen; sie müssen ihn nicht für arg gefährlich gehalten haben. Die Hunde, welche bellen, beißen nicht, sagt ja auch das Sprichwort. — Von der Unfall-, Kranken- und Militärversicherung, welche die Regierung nach deutschem Muster einrichten wollte, haben die Schweizer nichts wissen mögen. Besonders die Bauern schüttelten den Kopf dazu, weil sie finden, daß sie ohnedies schon genug Steuern zu zahlen hätten, und die zahlreichen Mitglieder der freien Krankenkassen fanden die Staatsversicherung ebenfalls überflüssig. So fiel das Gesetz durch und wurde verworfen. Mit den Ehescheidungsklagen deutscher Reichsangehöriger will die Schweiz künftig nichts mehr zu thun haben, die Sache verträgt sich nicht mehr recht mit dem neuen deutschen bürgerlichen Gesetzbuch. Im übrigen sind die Schweizer jetzt dabei, sich ebenfalls ein neues „Civilgesetzbuch" herzustellen, gleichfalls nach deutschem Muster. — Auf der Pariser Weltausstellung haben die Schweizer gut abgeschnitten, namentlich ihre Seiden- und Uhrenindustrie. Im allgemeinen sind aber derzeit Handel und Gewerbe in der Schweiz, wie auch anderwärts, nicht auf Rosen gebettet. Man muß dabei an die alte Geschichte von den sieben mageren Kühen des Pharao denken; überall giebt's Arbeiterentlassungen. So liegt besonders die Maschinenstickerei und Maschinenindustrie darnieder

und hat nur geringe Aussicht auf baldigen Umschlag. — Am 2. Juli 1900 fand die Jubelfeier des Weltpostvereins statt. Es wurde dazu eine besondere Jubiläumspostmarke gedruckt, die aber nichts weniger als schön ausgefallen ist; den Briefmarkensammlern hat sie aber dennoch Freude gemacht, da sie wieder etwas Neues zu kleben und zu handeln haben. Die Kaufmannschaft von St. Gallen hatte einen deutschen Gelehrten beauftragt, sich doch einmal das schweizerische Geldwesen anzuschauen und darüber ein Gutachten zu verfassen. Dasselbe schloß mit dem freundlichen Ratschlage, aus dem lateinischen Münzverein auszutreten und die Goldwährung durchzuführen. — Einen Bürger mit berühmtem Namen hat die Schweiz leider im letzten Jahre durch den Tod verloren: Arnold Böcklin nämlich, der so schöne Bilder malen konnte. Viele meinen, es sei der größte Maler der Zeit in ihm gestorben, und es mag seine Richtigkeit damit haben; nur eines versteht der Hinkende nicht von ihm: wo er nämlich das seltsame Getier hernahm, das er mit Vorliebe auf seinen Bildern anbrachte. — Die

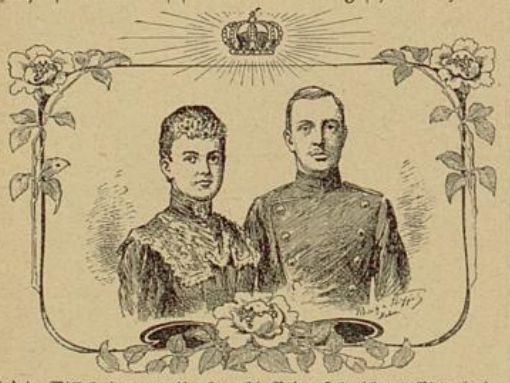
Franzosen

haben es nicht an Anstrengungen fehlen lassen, sich gut mit Italien zu stellen; wo sie nur konnten, haben sie die Liebenswürdigen gemacht; sie haben geschwänzelt und scharwenzelt; auch hat ihr Präsident einen schönen großen Orden eingepackt und ihn nach Rom an den König geschickt, aber viel genutzt hat es nicht. Nur das eine hat es genutzt, daß gelegentlich die Italiener mit ihrer Flotte nach Toulon gedampft sind und sie hier schön in einer Reihe aufgestellt haben, worauf hüben wie drüben eine schwere Menge Pulver verknallt worden ist, aber beileibe nicht ernstlich, sondern nur zum Vergnügen, nur damit man es schön knallen hörte, denn Italiener und Franzosen wollten einander damit nur leise andeuten, daß sie persönlich viel füreinander übrig hätten. Die Italiener aber fügten im stillen bei: „Alles unter Vorbehalt!“ Denn wenn es etwa zwischen euch Franzosen und unsern Freunden, den Deutschen, zum Klappen kommt, dann stehen wir dennoch nach wie vor zu den Deutschen. Im übrigen hat sich die Jahre über auch in Frankreich vielerlei geändert. Ernstlich und wahrhaftig denkt im Grunde keiner mehr an die Revanche. Sie sind anders geworden, die Franzmänner, und sind weiter stark dabei, sich auf ihre alten Tage immer mehr zu verändern: sie lieben es nicht mehr, alle Quartale neue Minister zu haben. So kommt es, daß alle Minister, die im vergangenen Jahre bereits sechs Monate im Amte waren, auch heute noch in den Ministerstühlen sitzen, obenan ihr Herr Präsident, Waldeck-Rousseau, der zur Hälfte einen deutschen Namen hat, aber nichts weniger ist als ein Freund der Deutschen. Aber er ist doch wenigstens ein halbwegs vernünftiger Mensch und so sieht er's ein, daß er den Deutschen doch nicht zu Leibe gehen kann, und hütet sich fein, es zu thun. Der ganze Lauf der Dinge bringt es mit sich, daß dem so ist. Frankreich nimmt nur um ein ganz Geringes im Jahre in seiner Bevölkerung zu und zählt jetzt knapp 38 Millionen zu den Seinigen, während Deutschland munter auf die 57. Million losmarschiert. Wenn der Wettlauf so weiter geht, dann sieht man schon die Zeit, wo die Deutschen doppelt so zahlreich sind, als die lieben Nachbarn jenseits der Vogesen. Also: Lieb Vaterland, magst ruhig sein; du hast die Prahlhänse längst hinter und unter dir gelassen; nur mit einem oder zwei andern zusammen könnten sie dir noch beikommen und sogar dann nicht! Ganz ruhig verhielt sich alles während der Weltausstellung, damit nur ja das Geschäft deshalb nicht verdorben würde, und so machte es sich, daß die Ausstellung mit 'nem blauen Auge abschnitt. Gleich nach der Ausstellung fing das Geschrei und die Wühlerei wieder an; selbst den seligen Dreyfus, der sich doch klugerweise bis dahin ganz still verhalten hatte, hoben sie wieder aus der Ver-

Nur immer die Hölle kräftig eingeheizt, das gibt dann fette Testamente!

senkung; aber es zog nicht; alle Franzosen, die ganze Welt hatte genug von ihm gehört. Dagegen ging die Schreierei um das Vereinsgesetz los, das sich weniger auf die Schützen- und Radlervereine als auf die Vereine bezog, deren Vereinstracht die langen, schwarzen und braunen Kutten sind. Die

Klöster der politisierenden Mönchsorden sollten damit getroffen werden, insbesondere der Geldbeutel derselben, der in Frankreich unglaublich voll und straff ist. Es wurde bei dieser Gelegenheit nachgerechnet, daß alle Klöster zusammen viele Milliarden an Vermögen besitzen! Freilich nach außen scheint es, als besäßen sie rein nichts; sie sind bettelarm und gehen ja auch wirklich betteln; was sie besitzen, ist dann auf fremden Namen geschrieben; aber



Königin Wilhelmina und ihr Gemahl, Prinz Heinrich der Niederlande.

in Wahrheit sind sie schwer reich und verstehen es, alle Tage reicher zu werden, indem sie die Gläubigen bethören. Nur immer die Hölle kräftig eingeheizt; das giebt dann fette Testamente! Denn wer auf Erden ein Schuft gewesen, der vermeint, wenn er an die Himmelspforte kommt, auch den heiligen Petrus selber betrügen zu können, wenn er ihm sein Testament als Passepartout vorweist. Das Gesetz gegen die Kuttenvereine kam richtig zustande, und damit ist einige Aussicht geworden, daß für Frankreich allgemach immer bessere Tage anbrechen. Man muß es den Franzosen in ihrer Gesamtheit auch lassen, daß sie ein fleißiges Volk sind; ja, in neuerer Zeit gehen sie sogar mehr als früher ins Ausland und gar übers Meer, um da Handel und Gewerbe zu treiben. Nicht umsonst hat die Regierung in den letzten Jahrzehnten namentlich in Afrika so unermeßlich große Landstrecken erworben, und überall ist jetzt dort der Franzose dabei, legt Eisenbahngeleise, reguliert die Flußläufe und steckt Telegraphenlinien aus. Auf Geld sieht er dabei nicht; Millionen steckt er hinein und tröstet sich damit, daß sie dereinst schon ihren Zins tragen werden, während der Deutsche, wenn er heute erst sein Geld hingegeben hat, schon morgen ängstlich fragt, ob es denn auch verzinst wird? —

Wilhelmina, die junge, bildschöne Königin von

Holland,

ist nicht mehr zu haben. Ein deutscher Fürstensohn, Herzog Heinrich von Mecklenburg, war es, dem sie vor der großen Schar ihrer Verehrer den Vorzug gegeben hat. Am 7. Februar 1901 fand im Haager Königsschloß die Hochzeit statt, die von ganz Holland freudig mitgefeiert wurde. Der Herzog Heinrich hat nun zwar eine Königin geheiratet, aber König ist er doch nicht geworden; er führt den Titel „Prinz der Niederlande, Herzog von Mecklenburg“, und das Regiment hat sie. Der Hinkende wünscht ihm an der Seite der schönen Königin alles Gute. — In

Spanien

ist es in gewohnter Weise, d. h. recht unruhig, hergegangen. Freilich die Karlisten haben noch immer nicht losgeschlagen, und es scheint, Don Carlos, seit er zum zweitenmale geheiratet hat, ist friedlicher gesinnt als jemals, denn wenn seine Anhänger für ihr Leben gerne losschlagen möchten, da macht er immer aus dem Hintergrunde heraus: Pst, pst! Er hat für seine Person hübsch Ruhe gehalten; wer das aber nicht that, das waren die Republikaner und Demokraten unter den Spaniern, die es durchaus nicht verschmerzen können, daß sie nicht von einem Präsidenten, sondern von einer Königin regiert werden. Zu Tausenden fanden sie sich namentlich in der Provinz Santander zusammen; sie fielen über die öffentlichen Gebäude her und hatten es besonders auch auf die Klöster und die Bischofspaläste abgesehen. Ganz außer Rand und Band gerieten sie aber, als der Königin älteste Tochter Mercedes den Mann wirklich heiratete, den sie sich einmal, wider alle Staatsraison, in den Kopf gesetzt hatte, nämlich den Grafen von Caserta, der selbst ein verkappter Anhänger der Karlisten sein soll; jedenfalls hat sein

Zum Sultan kommt der Hinkende diesmal als Gratulant.

Vater unter Don Carlos die Waffen getragen. Das Volk wollte durchaus diese Heirat nicht; aber Fräulein Mercedes wollte sie; „diesen oder keinen“, so sagte sie und wußte ihr Köpfchen bei der Frau Mutter allen Ministern und Räten zum Trotze durchzusetzen. Unter dem Aufgebote einer großen Truppenmacht wurde sie schließlich im Dome zu Madrid mit ihrem

Herzliebsten getraut. Am selben Abend aber und in der Nacht fanden wiederum Unruhen statt: die Soldaten mußten dreinschießen, und Tote und Verwundete bedeckten das Pflaster. — Zum

Sultan

kommt der Hinkende diesmal als Gratulant; denn ist es auch ein wenig spät geworden, so schickt es sich doch immer noch, ihm zum 24jährigen Regierungsjubiläum zu gratulieren, das er mit Allahs Hilfe im letzten Jahr gesund und munter im Kreise seiner zahlreichen Familie gefeiert hat. Auch der deutsche Kaiser hatte den Sultan telegraphisch beglückwünscht. Der prächtige Brunnen, den der Kaiser zum Andenken an seinen Besuch im Jahre 1898 der Stadt Konstantinopel geschenkt hat, wurde im Januar 1901, an seinem Geburtstage, mit großen Feierlichkeiten dem Gebrauche übergeben. Auf solche Brunnen legen die Türken ganz besonderen Wert, weil es halt recht heiß bei ihnen ist und sie ein gutes kühles Brunnenwasser wohl zu schätzen wissen. Auch befiehlt ihnen ja der Prophet, sich des Tags über mehr als einmal mit Wasser zu behandeln, und so wird ihnen der neue Kaiserbrunnen willkommen sein, und dankbar werden sie des großmütigen fremden Sultans aus dem Frankenlande gedenken. Mit den Bulgaren, den Serben, den Macedoniern und Armeniern, mit denen der Sultan sonst immer jahraus, jahrein so vielen Streit hat, hat er sich diesmal leidlich vertragen. Unruhen gab's freilich genug, aber da wurde einfach ein wenig dreingeschlagen, und so ging's wieder ein Weilchen.

Für sein Leben gern wär' der Sultan zur Weltausstellung nach Paris gereist, aber seine Frauen jammerten laut und ließen ihn nicht weg; sie hatten alle Angst, daß er dort, wenn er erst die vielen feinen Pariser Damen sähe, sich etliche als Angedenken von Paris mit heimbrächte. Hinterdrein war er ganz zufrieden damit, daß er nicht hingereist war, denn seinem Vetter und Kollegen, dem Schah von

Seine Frauen jammerten laut und ließen ihn nicht weg.

Persien,

ist es schön ergangen auf der Ausstellung! Er war hingereist, da er selbst dort ein hübsches Gebäude ausgestellt und mit vielen schönen Dingen, persischen Teppichen, Waffen, Geräten, Schmuckgegenständen u. dergl., gefüllt hatte. Er wurde von einem Anarchisten meuchlings angeschossen. Zum Glück ging noch alles gut vorüber; aber er bekam doch solchen Schreck, daß er sich's vornahm, so bald nicht wieder zu einer Ausstellung zu reisen; dafür sitzt er jetzt daheim und sinnt darüber nach, wie er sein Reich aufbessert; und darüber läßt sich ja auch viel nachsinnen, denn in Persien ist noch viel zu verbessern. —

Im schönen Lande

Serbien

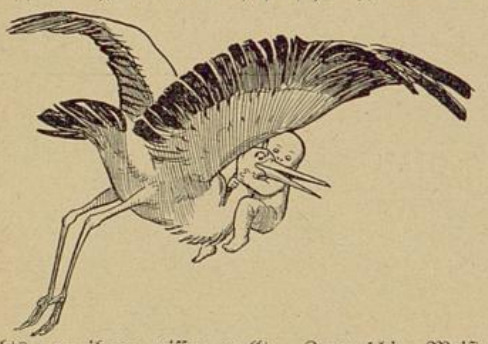
gab es um die Hundstage herum eine großartige Ueberraschung: der junge König Alexander, der noch immer unverweibt war, kam auf den Gedanken zu heiraten. Lust dazu hatte er zwar schon lange gezeigt, aber er hatte sich bis dahin überall bei den Fürstenhäusern, wo er als Freiersmann angeklopft hatte, nur Körbe geholt. So verzichtete er auf eine Prinzessin

Er hatte sich überall bei den Fürstenhäusern nur Körbe geholt.

und holte sich die Gattin aus dem Bürgerstande seines eigenen Landes, was gewiß kein so übler Gedanke war. Auffallend war nur, daß sich die Erwählte bereits in einem Alter befand, daß sie hätte seine Mutter sein können! Er zählte 24 Lenze, sie aber fuhr bereits vierspännig! Dies alles sah aber der König nicht an, er hatte sich einmal die Heirat in den Kopf gesetzt und führte sie auch richtig aus. Die Minister schimpften; sein Vater und seine Mutter waren außer sich — nutzte alles nichts; er heiratete sie und setzte sie neben sich auf den Königsthron; die widerspenstigen Minister aber setzte er ab und setzte andere dafür ein, die mit der Heirat einverstanden waren. Sein Vater aber war entsetzlich bös; er verließ das Land und ist niemals wieder dahin zurückgekehrt, denn bald darauf starb er nach kurzem Krankenlager. Um den Toten gab's noch einen Zank zwischen Serbien und Oesterreich; schließlich aber geschah es nach dem Willen des Verstorbenen: er wurde nicht in serbischer, sondern in ungarischer Erde, in einem abgelegenen Kloster, bestattet. So ist richtig wahr geworden, was ihm einstmals geweis-

BLB Karlsruhe

sagt wurde und was weder er noch sonst jemand glaubte, der ihn kannte, daß er nämlich noch ins Kloster gehen würde. Nein, dazu hatte er bei Lebzeiten keine Anlage gehabt; dazu mußte er erst sterben. König Alexander aber und Königin Draga sollten noch den Kummer erleben, daß selbst der Klapperstorch, den sie doch so sehnlichst erwarteten,



nichts von ihnen wissen wollte. Zwar schien Meister Langbein mit einem kleinen Prinzen im Schnabel heranzukommen, aber nachdem er sich von oben herunter die Zustände im serbischen Königspalaste

näher betrachtet hatte, flog er wieder davon. Besser als in Belgrad gefällt es ihm auf Schloß Rumpenheim in Hessen, wo er häufig Einkehr hält und jedesmal viel Schönes mitbringt. Dort wohnen der Prinz Friedrich Karl von Hessen und seine Gemahlin Margarete, die jüngste Schwester unseres Kaisers, die der brave Klapperstorch nun schon zum zweitenmale mit niedlichen Zwillingen beschenkt hat. — Die

Engländer

hätten es für ihr Leben gern gesehen, wenn mit dem alten Jahrhundert auch der böse Krieg zu Ende gegangen wäre, den sie im heißen Afrika wider die Buren führen, aber es hat nicht sollen sein, und somit dauert dieser unselige Krieg nunmehr ins dritte Jahr hinein, ohne daß einer sagen kann, wann er denn nun einmal sein Ende nehmen wird?! Die Engländer haben das Burenland besetzt; sie haben den Buren die Hauptstädte genommen und haben Transvaal wie den Oranjefreistaat bereits zu einer englischen Kolonie erklärt; aber erreicht haben sie damit wenig genug, denn sie sind nur dort die wirklichen Herren des Landes, wo sie Truppen stehen haben und auch nur dann, wenn diese stark in der Mehrzahl sind. Werden ihrer weniger oder ziehen sie gar ganz ab, so sind im Nu auch die Buren da; sie besetzen das Land wieder und zeigen sich als die eigentlichen Herren. Ueber Nacht und wie aus der Erde gewachsen sind sie da; sie tauchen in Gegenden auf, wo sie kein Engländer vermutet hätte, und dringen sogar bis dicht an die Hauptstadt der Kapkolonie, bis an Kapstadt heran und haben diese Stadt mehr als einmal aufs schwerste bedroht. Frieden aber und Ruhe bekommen die Engländer also trotz allem nicht, und hieran ist auch die alte Königin Viktoria zu Grunde gegangen! Denn zwar war sie eine gar gestrenge Herrscherin und was sie als das Wohl des Staates erkannt hatte — oder was ihr als solches von ihren Räten weis gemacht wurde — das führte sie kraftvoll durch, wenn ihr auch mitunter das Herz dabei geblutet haben mag, denn im Grunde war sie doch nicht nur Königin, sondern auch eine mitfühlende Frau, welcher es sehr nahe ging, daß im Laufe des Burenkrieges Tausende und aber Tausende von Frauen und Kindern von Haus und Hof vertrieben wurden und so viele dabei ums Leben kamen. Der Krieg aber hörte dennoch nicht auf; ja, es wurde nur immer erbitterter auf beiden Seiten gefochten, bis es schließlich hüben und drüben kein Krieg mehr war, sondern ein gegenseitiges Abschlachten, Sengen und Brennen da wie dort. Als da der General Roberts heimkam und die Königin, die damals schon krank daniederlag, ihn beim ersten Empfange fragte, wie es mit dem Kriege stünde, ob er nun bald zu Ende ginge, und als daraufhin der General nur zu sagen wußte: „Majestät, ich weiß es nicht“ — da kam der ganze Jammer dieses elenden Krieges über die vielgeprüfte, sonst immer so starke Herrscherin; sie neigte das Haupt und hatte den letzten Rest ihres alten Lebensmutes verloren. Bald darauf verschied sie. —

Nun wäre der Augenblick dagewesen, daß der Nachfolger auf Englands Thron kurzerhand dem widerwärtigen Hetzen und Morden ein Ende machte. Aber König Eduard ist viel zu sehr eins mit all den hohen Herren, den Ministern und Staatsleuten, denen der Burenkrieg zu danken ist. Er ist ja der gute Freund des Ministers Chamberlain und seiner Geschäftsgenossen! Im übrigen hatte der hohe Herr auch sogleich so viel Wichtiges zu thun, daß er wahrhaftig nicht an die Buren denken konnte; denn eine Thronbesteigung wird in England mit so vielen umständlichen Festivitäten begangen, daß einer kaum zu Atem darüber kommt. Derweilen war aber der Krieg seinen Gang weiter gegangen. Freilich, erreichen thaten die Engländer immer noch nichts; sie hatten ja etliche tausend Buren gefangen genommen und nach der Insel St. Helena sowie nach Ceylon gebracht; auch viele Burenführer waren gefangen worden; aber darum war der Krieg noch lange nicht zu Ende; denn die Jungen waren inzwischen herangewachsen, und statt der toten Burengeneräle traten neue auf,

BLB Karlsruhe

die ihre Sache nicht schlechter als ihre Vorgänger machten. Namentlich einer war erstanden, der den Engländern unglaublich viel zu schaffen machte: das war Christian Dewet, der immer wie der Blitz da war, ihnen eins versetzte und im Umsehen wieder verschwunden war. Der alte Krüger hatte sich, als sie ihn erst aus Pretoria vertrieben hatten, auf ein holländisch Schiff gesetzt und war nach Holland gefahren, wo ihn die junge Königin bestens aufnahm, während der deutsche Kaiser ihm sagen ließ, Ohm Krüger möge sich nur nicht nach Berlin bemühen; es nutze ihm doch nichts. — Draußen in Afrika aber führte Botha die Sache der Buren weiter, indem er für sein Teil kräftiglich auf die Engländer einhieb. Gelegentlich aber ließ er sich auch dazu herbei, mit ihnen über den Frieden zu unterhandeln; aber er bestand darauf, daß den Buren die Freiheit gesichert werde, und davon wollten die Herren in London nichts wissen, — wenigstens vorderhand nicht; aber auf die Dauer wird ihnen doch nichts übrig bleiben, als den Buren dies zuzugestehen, denn die Buren — seit sie Land und Leute, Acker und Gerät, Frau und Kinder verloren — kämpfen um nichts anderes mehr als um ihre Freiheit, und deshalb heißt dieser Krieg, den die Engländer so wider alle Menschlichkeit und wider alles Recht heraufbeschworen haben, mit Recht auch der „Freiheitskampf der Buren". Möge er bald zu einem gedeihlichen Ende kommen, das wünscht von ganzem Herzen der Hinkende. —

General Christian Dewet.

Die Engländer aber fühlen es heute schon, wie sie am eigenen Leibe aufs schlimmste für ihr Verbrechen abgestraft werden. Ja, nicht nur am Leibe, sondern auch — was sie am Ende noch härter trifft — am Geldbeutel fühlen sie's, was ihnen der Chamberlain mit diesem Kriege für eine böse Suppe eingebrockt hat. So an 60—70000 Mann dürften sie alles in allem bereits eingebüßt haben; zuletzt ist gar noch die Pest nach dem Kaplande gekommen und hat redlich mitgeholfen, die Engländer abzustrafen. Was aber den Geldpunkt betrifft, so hat der Herr Kriegsschatzmeister zu London sich bereits alle Haare ausgerauft, denn immer eine schöne Million um die andere ist flöten gegangen, was in England besonders hart ist, denn die Engländer zählen, großspurig wie sie sind, anstatt nach lumpigen Mark nach „Pfund Sterling", was aber genau zwanzigmal soviel ist, als ein bescheidenes deutsches Markstück. 81½ Millionen Pfund Sterling oder in Mark 1630 Millionen hat der Krieg, wie der Kriegsminister Brodrick am 22. Februar 1901 im Unterhaus erklärte, damals bereits gekostet, und jede Woche kostet er weitere 25 Millionen Mark. — Somit sind die Minister zusammengekommen und haben es sich überlegt, wie sie die alten Schulden bezahlen und wo sie das weitere Geld für den Krieg herbekommen? Da aber freiwillig selbst in England niemand Kriegskosten zahlt, so ist ihnen nichts übrig geblieben, als neue Steuern auszuschreiben und neue Zölle aufzulegen. Zölle! Die Engländer! Ja, es ist nicht zu glauben! Die Engländer, die seit Menschengedenken nichts von Zöllen haben wissen wollen! Aber es hilft alles nichts; Geld muß beschafft werden. Der Engländer läßt seinen schönen Gedanken der unbeschränkten Handelsfreiheit schießen. Gleich sind auch die Gesetzgeber zusammengekommen und haben die neuen Gesetze fertig gemacht. Rascher, als der Hinkende seinen Kalender schreibt, hatten sie die neuen Gesetze fertig, wonach unter anderem ein schwerer Zoll auf den Zucker, der ins Land hineinkommt, und auf die Kohle, die zum Land hinausgeht, aufgelegt worden ist. Die Folgen sind klar: der Zucker wird teurer werden, und um so schwerer wird es den Engländern fallen, sich fernerhin ihr Leben zu versüßen, was nach dem bittern Nachgeschmack, den sie von den Buren und sonstwo her im Munde haben, doch besonders nötig gewesen wäre. Die Kohlen aber werden auch teurer werden und dieserhalb nicht mehr so schlankweg Absatz draußen in der Welt finden, namentlich aber nicht in Deutschland, und dieses wird somit seinen Vorteil haben; es wird seine eigenen Kohlen um so besser bezahlt bekommen und noch mehr als früher zu Tage fördern. Wäre der Hinkende schadenfroh — was er nicht ist — dann könnte er dazu lachen und sagen: „Schaut, da haben wir's!" — Für die vielen Sünden, so die Engländer draußen in der Welt an der Menschheit begehen, muß ein Tag der Abrechnung und Vergeltung kommen. Eine Schmach und Schande ist es, wie sie in Indien wirtschaften. Ganz abgesehen davon, daß ihnen fortwährend Rebellion droht, die sie nur durch die schärfsten Mittel am Ausbruch verhindern, herrschen da seit Jahrzehnten einerseits die Pest, andererseits die Hungersnot in der unerhörtesten Weise. Im letzten Jahre aber hat die Pest so grausam gewütet, daß es zum Himmel schrie. Dutzendweise lagen Tote und Sterbende in den städtischen Straßen umher. In einer einzigen Woche sind in ganz Indien nahezu 7000 Menschen gestorben, fast doppelt soviel als in der entsprechenden Woche des vorvergangenen Jahres. Selbst in der Hauptstadt Kalkutta — wo man doch meinen müßte, daß geordnete, reinliche Zustände herrschen — sind in einer Woche über 400 Menschen von der Pest dahingerafft worden; und nicht besser steht es in Bombay, wo die Engländer Palast an Palast stehen haben, während dicht daneben das Volk haufenweise in den elendesten Hütten an der Pest zu Grunde geht. In den letzten

BLB Karlsruhe

sieben Jahren sind hier über 150000 Menschen der Pest erlegen, und so kommt es, daß die Stadt, anstatt an Einwohnern zuzunehmen, abnimmt. Bombay hat jetzt 50000 Einwohner weniger, als es vor Jahren hatte, und stirbt somit allgemach aus. — Dazu aber kommt dann noch die Hungersnot, die sich alle Jahre zur gewohnten Zeit einstellt, welche aber diesmal besonders schlimm gehaust hat. Hier gehörte es sich, daß von Grund aus alles geändert und in der überlegtesten Weise neue Einrichtungen getroffen würden. Bis jetzt zieht der Engländer nur da hinaus, um möglichst bald reich zu werden; um das Land selbst schert er sich nicht. Hat er aber das Geld im Sack, dann kehrt er heim und lebt von seinem Zins oder er reist in fremde Länder, namentlich in

Wo einer auf Stühlen und Tischen herumlümmelt, so ist das sicher ein — Engländer.

Deutschland umher und bringt die Leute wider sich auf mit seiner barschen und rücksichtslosen Art, in der er sich beträgt. Wenn ein Fremder irgendwo in unsern gesegneten Gauen sich recht breit macht, wo einer auf Stühlen und Tischen herumlümmelt und dann noch grob wird, wenn's andere nicht leiden wollen, so ist das sicher ein — Engländer. — Die

Amerikaner

haben sich das letzte Jahr über alle Mühe gegeben, es ihren Vettern nachzumachen und sich ebenfalls draußen in der Welt zur gebührenden Geltung zu bringen. Sie sind in China, als es sich darum handelte, die Kaiserin und ihre Ratgeber klein zu bekommen, mit einer beträchtlichen Truppenmacht eingerückt, und wenn sie dort auch nicht gerade Heldenthaten verrichtet haben, so haben sie doch den Mund gewaltig aufgethan und sich gestellt, als ob es nur auf sie ankäme. Wenn die anderen Gesandten so gut wie einig miteinander waren, da haben sie allemal etwas Besseres gewußt, und somit haben sie die Verhandlungen ganz unnötigerweise gestört, bis schließlich den übrigen Diplomaten der Geduldsfaden riß und sie sich um ihren Kollegen aus Amerika nicht weiter kümmerten, — worauf dieser auf drei Monate Urlaub nahm und von Peking abreiste. — Mehr Glück hatten sie auf den Philippinen, wo es ihnen richtig gelang, den bisherigen Führer der Eingeborenen, Aguinaldo, nachdem sie nun schon ins dritte Jahr hinter ihm drein sind, endlich abzufangen. Es heißt, daß der amerikanische Dollar dabei ein gewichtiges Wörtel mitgeredet habe, indem der Mann von eigenen Landsleuten verraten und den Amerikanern in die Hände gespielt wurde. (Ein Dollar allein wird's wohl aber nicht gewesen sein; es müßte schon ihrer eine ganze Anzahl, ja, es dürfte ein guter Beutel davon gewesen sein.) Die Amerikaner haben übrigens im letzten Jahre wieder das Vergnügen einer Präsidentenwahl gehabt; sie haben es sich aber leicht gemacht und den alten Präsidenten behalten. Eine große Anzahl Wähler war freilich wieder gegen Mac Kinley; sie waren vielmehr wieder, wie schon das letzte Mal, für Mister Bryan, von dem erwartet wird, daß er die Silberwährung wieder einführt. Die Mehrheit aber gab den Ausschlag für Mac Kinley, weil im großen und ganzen alles zufrieden mit ihm war. Er ist der Mann, der die Amerikaner zu nehmen versteht, er versteht ihnen zu schmeicheln und kann sich darauf berufen, daß er großartige Thaten verrichtet hat; er hat Kuba und Portorico genommen und überhaupt die ganze neuere auswärtige Politik der Amerikaner so recht nach ihrem Herzen gemacht. Daß der viele Glanz, der sich da gezeigt hat, in Wahrheit nicht viel wert ist, sieht erst jetzt ein kleiner Teil der Amerikaner ein; aber was sie einmal genommen haben, müssen sie jetzt schon festhalten, wenn's ihnen auch noch manch bittere Stunde und viel Geld kosten wird, bis die genommenen Länder ihnen wirklich zugehören. — Ein Jahr ums andere vergeht, aber

Rußland

bleibt einmal ohne den so sehnlich erwarteten echten und rechten Thronfolger. Prinzessinnen werden dem Kaiser nachgerade genug geboren, aber noch immer fehlt's an dem richtigen Kronprinzen. Bis auf weiteres gilt daher der einzige jüngere Bruder des Kaisers als Thronfolger und er wird deshalb auch zu allen Staatshandlungen zugezogen, da man ja nicht wissen kann, ob er nicht im Umsehen zum Throne berufen wird. Denn im heiligen Rußland herrscht nichts weniger als Ruhe; die Nihilisten aus den früheren Zeiten giebt's freilich nicht mehr: darum aber ist noch lange nicht alles zufrieden im Reich. Sondern das Gegenteil ist der Fall, und die Unzufriedenheit ist gerade in den „höheren Regionen" ärger als jemals. Dabei meint es sicherlich der junge Kaiser gut, und nicht umsonst sitzt seine Frau Kaiserin neben ihm auf dem Thron, die ja in Deutschland daheim ist und somit ganz genau weiß, um wieviel es besser sein kann; aber die besten Absichten des Kaisers kommen nicht zur Ausführung, weil der alte Stamm der Beamten sich bis aufs Messer wider alle Neuerungen sträubt. Die Verbannung nach Sibirien ist noch immer nicht aufgehoben; noch immer hat die Polizei das Recht, mißliebige Personen aufzupacken und nach dem fernen

BLB Karlsruhe

Osten abzuschicken; die Gelder verschwinden nach wie vor aus den öffentlichen Kassen, und die allerersten Beamten werden als Diebe und Betrüger entlarvt oder auch — was noch schlimmer ist — nicht entlarvt, sondern sitzen ihr Leben lang an der vollen Krippe und schöpfen daraus ganz nach Belieben. Das große Unternehmen der sibirischen Eisenbahn hat freilich auch in dem letzten Jahre wieder bedeutende Fortschritte gemacht, aber vollendet ist es noch immer nicht. Daher kamen die chinesischen Wirren dem Zaren sehr ungelegen, nämlich zu früh. Wenn die große Bahn fertig gewesen wäre, so hätte Rußland mit weit geringeren Unkosten und in viel kürzerer Zeit als die übrigen Mächte beliebig große Truppenmassen nach China schaffen können und hätte daher vor den andern einen großen Vorsprung gehabt. So aber waren die Russen gezwungen, wie die Deutschen, Franzosen und die andern große Schiffe zu mieten, um damit ihre Soldaten nach dem fernen Osten zu senden! — Da draußen haben sich nachher die lieben russischen Soldaten in echt russischer Weise betragen. Den Boxern sind sie da freilich mit erstaunlichem Mute zu Leibe gegangen; sie haben dies plündernde Volk von Räubern vertrieben und alsdann selbst lustig drauf los geplündert, wie es auch die Engländer und Franzosen nicht besser machten. Allerdings hatten ihre Generale das Plündern verboten; aber es liegt ihnen dies einmal so im Blute, daß sie's beim besten Willen nicht lassen konnten. — Schließlich aber haben sie ja das böse Beispiel von oben. Denn auch „Väterchen" plünderte ohne Bedenken bei den Chinesen, indem er einfach das weite Land, womit die Chinesen an die Russen grenzen, die Mandschurei, einsteckte und als sein eigen behielt. Japan gebärdete sich darüber ganz wild, weil es für sein Teil gern Korea gehabt hätte und doch nicht bekommen konnte; auch die Engländer waren arg verschnupft und hätten am liebsten die Deutschen vorgeschickt, damit diese den Russen die Mandschurei mit Gewalt wieder abnähmen; aber wenn der Deutsche auch verschiedentlich sehr gutmütig in dergleichen ist — so dumm war er diesmal denn doch nicht, und er ließ nach England hinüber sagen: „Du, Vetter Engländer, wenn du die Mandschurei wieder heraus haben willst, so hole sie!" . . . — darauf ließ es der Vetter Engländer. — Somit ist der Hinkende endlich dahin gelangt, wohin er schon lange zielte, nämlich nach

„Väterchen" plünderte ohne Bedenken bei den Chinesen.

China;

denn darüber ist gar viel zu erzählen. Als er im letzten Jahre unter seinem Kalender den Schluß machte, da stand es so, daß soeben alle europäischen Staaten, die nur etwas zu sagen haben im Rate der Völker, eine schwere Menge Soldaten da hinausgeschickt hatten, weil die Nachricht nach Europa gekommen war, die Chinesen hätten nicht nur den deutschen Gesandten von Ketteler sondern alle ausländischen Gesandten samt und sonders, zusammen mit allen ihren Angehörigen, in Peking umgebracht. Diese Nachricht hatte sogar der chinesische Telegraphendirektor, der zu Shanghai sitzt, schon als richtig bestätigt. In Wahrheit war von den genannten Gesandten nicht die geringste Nachricht eingelaufen, daß sie noch lebten. Also machten sich Tausende und aber Tausende von europäischen Soldaten auf die Beine, um nach Peking zu marschieren und den Tod der Gesandten zu rächen. Deutschland allein setzte an die 20000 Mann auf die Schiffe und schickte sie hurtig hinaus nach dem fernen China, und zwar in einer ganz besonderen Uniform. In gelbgrüner Leinwandhose und Jacke, gelben Stiefeln und leichten Strohhüten zogen die Chinakämpfer leuchtenden Auges hinaus in die Welt, um für die Ehre Deutschlands einzutreten. Leider aber hatte der englische Herr Admiral, der bis dahin in China der Oberste aller europäischen Generale gewesen war, einen gewaltigen Bock geschossen. Seymour hieß er und ist inzwischen längst heimgekehrt, um sich Seite an Seite mit den ebenso klugen und tapferen Generalen, die in Afrika durchaus nicht mit den Buren fertig werden konnten, auf seinen Lorbeeren auszuruhen. Er war kopflos, immer der Eisenbahn nach, auf Peking zu marschiert; die Eisenbahn aber bestand nicht mehr und konnte ihm somit nichts nützen; er blieb ohne Proviant und ohne Verbindung mit der See. So kam es, daß er bald wieder umkehren mußte, und nun faßten die Boxer erst recht Mut, fielen zu Hunderttausenden über ihn her und brachten ihm schwere Verluste bei, so daß er sich nur mit Mühe und Not nach Tientsin retten konnte. Zum Glück waren derweilen neue Truppen aus Europa eingetroffen, und diese machten sich zusammen mit Japanern und Amerikanern von neuem auf den Weg nach Peking; diesmal aber wählten sie verständigerweise den Landweg am Peiho entlang, und so gelang es ihnen, bald nach Peking selbst zu kommen, die Stadt zu erobern und damit auch die Gesandten zu befreien; denn jetzt zeigte es sich, daß diese Gesandten durchaus nicht umgebracht worden waren; im Gegenteil lebten sie mit Ausnahme des Freiherrn von Ketteler, der im Dienste der Pflicht den Heldentod erlitten hatte, noch alle, wenn sie auch zusammen mit ihren Angehörigen und den Wachmann-

schaften (von denen namentlich die deutsche, unter dem Befehl des Grafen Soden stehend, Proben bewundernswerter Tapferkeit abgelegt hatten) lange belagert worden waren, schwer gelitten und auch viele Verluste gehabt hatten. Nun ging es zunächst an ein gründliches Plündern der Stadt, und was die Boxer darin übrig gelassen hatten, das nahmen jetzt die Amerikaner, die Indier, die Japaner und die Russen an sich und hießen es mit sich gehen. Die sogenannte „verbotene Stadt", worin sich für gewöhnlich die Frau Kaiserin aufgehalten hatte, wurde von den Amerikanern nur einmal „leise überplündert" und dann besetzt, damit nicht auch noch andere Völker plündern kämen. Die Kaiserin samt dem

Kapitän Lans, Kommandant des „Iltis".
Graf Waldersee. v. Ketteler, der ermordete Gesandte.

Kaiser hatte sich tagsvorher dünn gemacht und war in einer Sänfte tief ins Innere des Landes hineingeflohen, nach Singanfu, wo sie bis zur Stunde noch sitzt.

Derweilen hatten aber die Großmächte daheim einen besonderen Entschluß gefaßt: sie hatten, wie schon früher erzählt, den glücklichen Gedanken gehabt, den Grafen Waldersee zum Oberstkommandierenden aller ihrer Truppen zu ernennen, und etwa sechs Wochen darauf traf derselbe mit einer großen Zahl von Offizieren und Beamten auf chinesischem Boden ein. Während nun Waldersee seinerseits die Boxer und die widerspenstigen chinesischen Soldaten bekriegte, fingen die Diplomaten an, mit den Chinesen über den Frieden zu verhandeln. Aber mit wem? Die Kaiserin saß zwischen ihren Bergen und ließ sich nicht sehen; die Herren Minister aber hatten sich in Peking verkrochen und niemand wußte sie auszufinden. Da erschien der richtige Mann auf der Bildfläche: der große und schlaue Li nämlich, Lihung-Tschang, Vicekönig von Kanton, der extra von Kanton herzugereist war, den Frieden zu machen. Er verstand sich vortrefflich auf sein Geschäft und hat die Europäer volle 8 Monate hingehalten. Besser wäre es wohl gewesen, die Deutschen hätten gleich auf eigene Faust einen frischen, fröhlichen Krieg geführt, anstatt sich von Europa förmlich ins Schlepptau nehmen zu lassen. Ursache war trotz Bebel und Konsorten genug da. Die Ermordung des deutschen Gesandten verlangte Sühne, und warum sollten wir nicht einmal die ersten sein nachdem wir so lange die letzten gewesen sind? Endlich ist nun der Friede doch noch zustande gekommen, und schon rüsten sich unsere Landsleute zum Abzuge aus China und zur Heimkehr ins liebe Vaterland. Mit hellem Jubel und vielen Ehren sollen sie daheim empfangen werden. Sie verdienen es, und es verbürgt's ihnen:

der Hinkende.

Soeben kommt die Kunde von einem neuen Ministerwechsel in **Baden**, dem Heimatlande des Hinkenden. Der Präsident des Staatsministeriums und Minister der Justiz, des Kultus und Unterrichts Staatsminister Dr. W. Nokk, der beinahe ein halbes Jahrhundert im badischen Staatsdienste steht, hat sich in den wohlverdienten Ruhestand begeben, und an seiner Stelle wurde vom Großherzog der Minister des Auswärtigen von Brauer zum Präsidenten des Staatsministeriums und der Oberstaatsanwalt Alexander Freiherr von Dusch zum Präsidenten des Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts ernannt. Es thut dem Hinkenden weh, daß der Staatsminister Nokk, dessen Verdienste um das badische Land, namentlich um das Schulwesen und die Rechtspflege, unvergeßlich sind, seinen Posten, für den er wie geschaffen war, verlassen hat, aber seine Nachfolger sind auch tüchtige Leute, die volles Vertrauen verdienen und finden.

Sprüche.

Erste Klasse schröpft die Kasse. —
Auch die Zweite laß beiseite!

Vierte Güte? Gott behüte! —
Aber Dritte — Goldne Mitte!